

## Kapitel 2

**A**ls ich noch klein war, hatte ich immer Angst vor Monstern im Schrank. Ich konnte nicht einschlafen, bevor nicht mein Dad kam, die Schranktür aufriss und mir zeigte, dass nichts dahinter war. Durch den Schleier zu gehen ist genauso, wie diese Schranktür aufzumachen.

Mit dem Unterschied, dass die Monster nicht real waren. Der Schrank war immer leer.

Die Welt hinter dem Schleier dagegen ist alles andere als leer.

Ein Schauer überläuft mich. Einen Moment lang bin ich nicht auf der Bühne, sondern unter Wasser. Der eisige Strom schließt sich über meinem Kopf, und das Licht verschwindet, während mich etwas Schweres immer tiefer und tiefer zieht ...

»Cassidy.«

Jacobs Stimme lässt mich blinzeln und die Erinnerung an den Fluss verblasst. Ich bin wieder auf der Bühne, und alles ist so wie zuvor, aber anders. Die Bühne ist blasser, wie auf einem alten Foto, doch es ist nicht so dunkel wie zuvor. Stattdessen wird sie von einigen Scheinwerfern erleuchtet und vor dem Vorhang erklingt das Murmeln des Publikums.

Jacob ist immer noch bei mir, aber er wirkt fester, realer. Ich sehe an mir selbst herunter. Wie immer sehe ich ganz normal aus, vielleicht ein wenig verwaschen, aber immer noch ich selbst, bis hin zur Kamera um meinen Hals. Der einzige Unterschied ist das Licht in meiner Brust. Es ist eine Spirale aus kühlem, bläulich

weißem Licht, das durch meine Rippen scheint wie der Leuchtdraht in einer Glühbirne.

Wie *Iron Man*, witzelt Jacob manchmal. Ich halte mir die Kamera vor die Brust, um das Leuchten zu dämpfen.

»Auf die Plätze!«, erklingt die Stimme eines Erwachsenen aus den Kulissen und lässt mich zusammenzucken. Jacob greift nach meinem Ärmel, um mich zu halten, und dieses Mal gleitet seine Hand nicht durch mich hindurch. Er hat hier mehr oder ich weniger Substanz, so oder so bin ich dankbar für den Kontakt.

»Zweiter Akt!«, fügt die Stimme hinzu.

Jetzt weiß ich, was hier los ist.

Und *wann* es ist.

Die Nacht des Brandes.

Flatternd wie aufgeschreckte Fledermäuse laufen Jungen und Mädchen mit Feenkronen und Glitzercepapes über die Bühne. Mich und Jacob bemerken sie nicht. Der Vorhang geht auf und aus dem dunklen Theatersaal erklingt das Murmeln des Publikums. Instinktiv möchte ich mich ducken und in die Kulissen zurückziehen, doch ich erinnere mich daran, dass das Publikum nicht wirklich da ist. Dieser Ort, dieser Raum und diese Zeit – das alles gehört zu dem Geist und seinen Erinnerungen.

Der Rest sind nur Kulissen.

Ich hebe die Kamera, ohne durch den Sucher zu sehen (der hat einen Sprung). Schnell mache ich ein paar Fotos, obwohl ich weiß, dass ich auf dem Film höchstens einen Schatten dessen sehen werde, was hier ist. Etwas mehr als normal, etwas weniger als die Wahrheit.

»Kaum zu glauben«, flüstert Jacob wehmütig. »Wir könnten jetzt auch in der Cafeteria sitzen und mittagessen wie normale Menschen.«

»Du *kannst* nicht essen und ich sehe Geister. Nicht sehr normal, würde ich sagen«, flüstere ich zurück, während der zweite Akt beginnt. Im Kulissenwald versammeln sich die Feen um ihre Königin.

Ich sehe mir die Bühne genau an, die Laufstege darüber, die Requisiten, und suche nach der Ursache des Feuers. Vielleicht werde ich deshalb zu solchen Orten gerufen. Geister sind immer aus einem bestimmten Grund da. Wenn jemand die Wahrheit herausfindet, darüber, was mit ihnen geschehen ist – wenn *ich* sie herausfinde –, dann bringt ihnen das vielleicht Frieden. Und sie gehen weg.

»So funktioniert das nicht«, flüstert Jacob.

Ich fahre zu ihm herum. »Wie meinst du das?«

Er macht gerade den Mund auf, um zu antworten, als ein Junge auftaucht. Er ist klein, blass und hat wirre dunkle Locken. Das ist er – der Geist. Ich bin mir sicher, denn da ist dieses Gefühl: Es ist, als neige sich der Boden zu ihm hin.

Sein Umhang verfängt sich in einem Gerüst neben der Bühne. Er schafft es, sich zu befreien, und stolpert auf die Bühne vor uns, verliert dabei aber seine Krone und muss zurück. Einen Augenblick lang sehen wir uns in die Augen. Ich glaube, dass er mich sieht, und will etwas sagen, doch Jacob legt mir die Hand über den Mund und schüttelt den Kopf.

Die Musik beginnt und der Blick des Jungen verschleiert sich. Ich sehe ihm nach, während er seinen Platz einnimmt.

»Wir sollten gehen«, flüstert Jacob. Aber ich kann nicht. Noch nicht. Ich muss wissen, was passiert ist.

Wie aufs Stichwort höre ich das Zischen eines Seils und sehe, wie sich das Gerüst, an dem sich der Junge verfangen hat, löst und schräg neigt. Ein Sandsack darauf gerät ins Rutschen, fällt herunter, bleibt dabei an einem Stromkasten hängen und schlägt eine Sicherung heraus.

Ein Funke fliegt – nur ein kleiner Funke –, doch ich sehe, wie er auf das nächstbeste Objekt fällt, ein ungenutztes Stück Pappwald, das man in den Seitenflügel geschoben hat.

»Oh nein«, flüstere ich, während das Theaterstück weitergeht.

Es bricht kein Feuer aus, jedenfalls nicht gleich. Es beginnt mit Wärme und Rauch. Rauch, der im dunklen Theatersaal nicht auffällt. In einer dünnen Säule steigt er nach oben und sammelt sich unter der Decke wie eine tief hängende Wolke. Immer noch merkt keiner etwas.

Nicht, bis endlich das Feuer ausbricht.

Die Bühne ist voller Brennmaterial: ein Wald aus Holzbrettern und Spinnweben und Farbe. Das Feuer breitet sich rasend schnell aus und nun ist auch der Bann des Theaterstücks gebrochen. Die Feenschüler laufen davon und das Publikum gerät in Panik. Obwohl ich weiß, dass es nur eine Erinnerung ist, ein Echo von etwas, das längst vorbei ist, kann ich doch die Hitze des Feuers spüren.

Jacob greift meine Hand und zieht mich von den wütenden Flammen fort.

Trotz der Angst drehe ich am Objektiv der Kamera und schieße Fotos, um wenigstens irgendetwas einzufangen, während sich die Welt um mich herum in Rauch, Feuer und Panik auflöst.

Ich fühle mich benebelt, als hätte ich zu lange die Luft angehalten. Ich war lange genug hier, es ist Zeit, zu gehen, doch meine Füße wollen mir nicht gehorchen.

Dann sehe ich den dunkelhaarigen Jungen, der versucht, nahe am Boden zu bleiben, so wie er es im Unterricht gelernt hat, doch das Feuer breitet sich zu schnell aus, verschluckt die Kulissen zu beiden Seiten und klettert am Vorhang hinauf. Es gibt keine Fluchtmöglichkeit, die ganze Bühne steht in Flammen, also lässt er sich fallen und krabbelt auf Händen und Knien weiter, bis er an die Falltür kommt.

»Nicht!«, rufe ich, aber das ist natürlich sinnlos. Er hört mich nicht, dreht sich nicht um. Er macht die Tür auf und klettert hinunter. Kurz darauf fällt ein brennendes Teil der Kulisse herunter und landet auf der Falltür.

»Cassidy«, mahnt Jacob, doch ich kann den Blick nicht vom Feuer abwenden, während sich meine Lungen mit Rauch füllen.

Jacob packt mich an den Schultern.

»Wir müssen gehen!«, befiehlt er, und da ich mich noch immer nicht vom Fleck rühre, gibt er mir einen Stoß, sodass ich stolpere und rücklings über eine Holzbank falle. Als ich auf dem Boden aufschlage, ist dieser kalt. Das Feuer ist ebenso verschwunden wie das Licht in meiner Brust. Jacob hockt wieder als Geist über mir und ich lasse mich atemlos zurücksinken.

Wisst ihr, manchmal bleibe ich hängen.

Es ist wie in Peter Pans Nimmerland – je länger die verlorenen Jungs dort blieben, desto mehr vergaßen sie. Und je länger ich auf der anderen Seite des Schleiers bleibe, desto schwerer ist es, zurückzukommen.

Jacob verschränkt die Arme vor der Brust. »Bist du jetzt zufrieden?«

Zufrieden trifft es nicht ganz. Das Tippen ist immer noch da – es geht nie ganz weg –, aber zumindest weiß ich jetzt, was auf der anderen Seite ist. Das macht es leichter, es zu ignorieren.

»Sorry«, sage ich, stehe auf und klopfe mir unsichtbare Asche von der Jeans. Ich kann den Rauch immer noch schmecken.

»Freundschaftsregel Nummer 21«, erklärt Jacob. »Lass deine Freundin nie hinter dem Schleier zurück.«

In diesem Moment ertönt die Schulglocke.

Die Mittagspause ist offiziell vorbei.

## Kapitel 3

**B**evor ich weitererzähle, muss ich erst ein wenig zurückspulen.

Denn ihr müsst drei Dinge wissen.

Das erste ist, dass ich, seit ich denken kann, fotografiere.

Dad sagt, dass sich die Welt und alles, was darin ist, permanent verändern, in jeder Sekunde eines jeden Tages. Das heißt, dass du in diesem Moment ein anderes Du bist als zu dem Zeitpunkt, als du angefangen hast, diesen Satz zu lesen. Verrückt, nicht wahr? Und auch unsere Erinnerung verändert sich. (Ich könnte zum Beispiel schwören, dass der Teddybär, den ich als kleines Kind hatte, grün gewesen ist, doch meinen Eltern nach war er orange.) Aber wenn man ein Foto macht, bleibt das. Dann bleiben die Dinge so, wie sie waren, wie sie sind und wie sie sein werden.

Deshalb liebe ich Fotos.

Nummer zwei ist: Mein Geburtstag ist Ende März, genau zu der Zeit, wenn die Jahreszeiten wechseln. Die Sonne ist schon warm, aber der Wind ist kalt, an den Bäumen zeigen sich Knospen, aber der Boden ist noch halb gefroren. Mum sagt gerne, ich sei mit einem Fuß im Winter und dem anderen im Frühling geboren. Deshalb kann ich nicht still sitzen und gerate (ihrer Meinung nach) ständig in Schwierigkeiten – weil ich nicht nur zu einem Ort gehöre.

Drittens: wir leben in einem kleinen Vorort, umgeben von Feldern und Hügeln (und einer ganzen Menge Geister), von Bäumen, die ihre Farben wechseln, und Flüssen, die im Winter zufrieren, und jeder Menge malerischen Landschaften.